

Hier bekommt die Krise ein Gesicht

Andrew Luan hat als Wertpapierhändler in New York gearbeitet. Seit er im Frühjahr seinen Job verloren hat, führt er Touristen durch die Gegend rund um die Wall Street. Vorbei an den Schauplätzen der Finanzkrise. *Viktoria Unterreiner* hat ihn begleitet

SEIT AUSBRUCH DER Finanzkrise taugen Banker nur noch bedingt als Sympathieträger. Andrew Luan allerdings schon. Und das liegt nicht daran, dass er im April seinen Job als Wertpapierhändler bei der Deutschen Bank verloren hat. Andrew Luan führt Studenten, Touristen und jeden, den die Finanzkrise interessiert, durch die Gegend rund um die Wall Street. Bei seiner „Financial Crisis Tour“ zeigt er all die Schauplätze an der Südspitze Manhattans, an denen über das Schicksal von Banken, deren Mitarbeitern und schlussendlich auch ganzer Volkswirtschaften entschieden wurde. Damit gibt er der Krise, die für die meisten Menschen noch immer ein abstraktes Gebilde aus pleite gegangenen Firmen und nach unten rauschenden Wachstumswahlen ist, eine Heimat.

Was ihn antreibt, ist schwer zu sagen. Ein schlechtes Gewissen ist es jedenfalls nicht, eher eine gehörige Portion Idealismus. Denn Jobs für Banker sind zwar momentan rar, aber es gäbe sicherlich solidere Angebote, die ihm zumindest ein regelmäßiges Einkommen verschaffen würden. „Lehrer ist einer der wichtigsten Berufe, die es gibt“, sagt Andrew. „Mir macht es Spaß, den Leuten zu erklären, wie es zu dieser Krise kam.“

Bei seinen Touren trägt er die Hemden und Anzüge auf, die er sonst im Büro anhatte. Sein schwarzer Haarschnitt ist akkurat. Er ist einer von den Männern, bei denen einem sofort Worte wie verlässlich und zuverlässig in den Sinn kommen. Mehr aber auch nicht.

2005 fing er bei der Deutschen Bank in New York an. Davor studierte er Wirtschaft und arbeitete als Assistent am renommierten Massachusetts Institute of Technology in Boston. Das Angebot der Deutschen Bank war zwar nicht sein Traumjob, aber er sagte aus mehreren Gründen zu. Geld war einer. Aber noch wichtiger war ihm das Gefühl, „ganz vorne mit dabei zu sein“, sagt Andrew. „Egal was in der Wirtschaft passierte, wir wussten es immer einen Tick vorher.“ Wie stark ein Unternehmen gewachsen war, wer wen übernehmen wollte, in welche Richtung der Wechselkurs gerade drehte. All der Stoff, der den Wertpapierhandel zu einem täglichen Wirtschaftskrimi macht, und der dafür sorgt, dass ein Händler den Trading Floor abends als Verlierer oder als Held verlässt. „Dieses Gefühl treibt einen enorm an“, sagt er. Ihm fiel es daher nicht schwer, seine Tage in einer engen Wabe hinter mehreren Bildschirmen zu verbringen. Seinen Kaffee trank er auf dem Weg ins Büro. Mittags und abends aß er am Schreibtisch. Gegen elf Uhr ging er nach Hause zu Frau und Kindern.

Mehrere Entlassungsstunden hat er seit Ausbruch der Finanzkrise überstanden. Doch Anfang dieses Jahres war dann auch Andrew an der Reihe. Als ihn sein Chef ins Büro rief, wusste er genau, was passieren würde. „Es war keine große Überraschung“, sagt Andrew. Es war vielmehr der Kick, den er brauchte, um nun seine Geschäftsidee umzusetzen.

37 Jahre ist er alt. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Kindern wohnt er in einem schicken Apartment in der Nähe der Wall Street. Seine Frau hat ebenfalls im Frühjahr ihren Job als Beraterin bei KPMG verloren. Im August, wenn der Mietvertrag ausläuft, werden sie nicht verlängern. Die Familie kann sich Manhattan nicht mehr leisten, und zieht nach Queens. Für einen Berliner wäre das in etwa so, als müsste er seine Altbauwohnung in Charlottenburg gegen ein Reihenhaus in Strausberg eintauschen. Auch schön, aber ziemlich weit ab vom Schuss.

Für Mitleid war Amerika allerdings noch nie der richtige Ort. Und so hört man auch von Andrew kein Wort des Bedauerns oder gar Gemüts. „In Queens bekommen wir für weniger Geld vielleicht sogar was Schöneres“, sagt er. Dennoch ist es für ihn in gewisser Weise auch ein Schritt zurück. Seine Eltern waren Einwanderer aus Taiwan, die in Queens ankamen. Von dort fahren jeden Tag Tausende Chinesen, Mexikaner, Koreaner nach Manhattan, um bis in die Nacht für ein paar Dollar pro Stunde in Restaurants und Wäschereien zu arbeiten. Andrews Eltern schafften den Schritt



Die New York Stock Exchange – Wall Street Nummer 11, Ecke Broad Street – gehört zum Pflichtprogramm auf der Tour vorbei an den Mahnmählern der Finanzkrise

über den Pazifik, ihr Sohn den an die Wall Street, das mächtigste Finanzzentrum der Welt. Natürlich waren sie stolz auf ihn und dürften es nun mit einem gewissen Misstrauen beäugen, wenn er sich unter die Schar der Regenschirm schwenkenden Touristenführer mischt. Andrews Selbstwertgefühl habe jedenfalls nicht darunter gelitten, sagt er. Denn das ist einem auch auf dem Trading Floor nicht immer sicher, wenn man gerade einen Deal vergeigt hat.

Seine Tour startet er gegenüber der New York Stock Exchange, der größten Börse der Welt. Sie führt weiter an der ehemaligen Zentrale von Lehman Brothers und Bear Stearns vorbei. Nebenher erzählt Andrew den Zusammenbruch des Finanzsystems wie einen guten Krimi. Wie im März vergangenen Jahres erste Gerüchte aufkamen, dass Goldman Sachs den Handel mit Bear Stearns eingestellt hat. „Für eine Bank ist das der sichere Tod“, sagt Andrew. Dass der damalige Finanzvorstand von Bear Stearns in den Abendnachrichten versicherte, dass es dem Geldhaus gut ginge, habe auch nicht mehr geholfen. „Und als die Fed am darauffolgenden Tag Bear Stearns Geld zur Verfügung stellte, war allen klar, wie schlecht



Andrew Luan bietet eine neue Art von Katastrophentourismus an

es um die Investmentbank steht“, sagt Andrew. Denn normalerweise holen sich nur Geschäftsbanken bei der Notenbank Geld. Ungefähr zwei Stunden schlendert Andrew mit seiner Truppe durch den Financial District. Dabei erklärt er, wie eine Collateralized Debt Obligation funktioniert, und beschreibt die Art-déco-Verzierung an dem Gebäude von Amerikas größter Versicherung, AIG. Seine Tour endet auf dem Vorplatz der Fed. Dort zeigt Andrew auf das Fenster im sechsten Stock, hinter dem Fed-Chef Ben Bernanke und der damalige US-Finanzminister Henry Paulson beschlossen, Lehman pleitegehen zu lassen und damit die größte Wirtschaftskrise seit 1929 ins Rollen brachten. 40 Dollar verlangt er dafür (www.thewallstreetexperience.com). Wer sich das nicht leisten kann, bekommt ein günstigeres Angebot. „Es sind schwere Zeiten“, sagt Andrew. Eine gewisse Begeisterung sollte man für das Thema allerdings mitbringen, sonst wird die Tour zu technisch. Doch genau deshalb hat sich Francesca angemeldet. Sie studiert Wirtschaft an der Columbia Universität in New York. Zwei Jahre hat sie noch vor sich. Eigentlich wäre sie gerne Bankerin geworden, ist sich jetzt aber nicht mehr so sicher. „Erstens gibt es kaum mehr Jobs im Finanzbereich“, sagt sie. „Und außerdem hat der Ruf der Banker seit Ausbruch der Finanzkrise ziemlich gelitten.“ Eine bessere Idee für ihre Zukunft hat sie allerdings auch noch nicht.

Andrew hat dazu nur einen Rat: „Im Leben muss man sich immer zwischen Sicherheit und Freiheit entscheiden.“ 2005 wählte er eine Sicherheit, die am Ende keine war. Dieses Mal probiert er die Freiheit.

über den Pazifik, ihr Sohn den an die Wall Street, das mächtigste Finanzzentrum der Welt. Natürlich waren sie stolz auf ihn und dürften es nun mit einem gewissen Misstrauen beäugen, wenn er sich unter die Schar der Regenschirm schwenkenden Touristenführer mischt. Andrews Selbstwertgefühl habe jedenfalls nicht darunter gelitten, sagt er. Denn das ist einem auch auf dem Trading Floor nicht immer sicher, wenn man gerade einen Deal vergeigt hat.

Seine Tour startet er gegenüber der New York Stock Exchange, der größten Börse der Welt. Sie führt weiter an der ehemaligen Zentrale von Lehman Brothers und Bear Stearns vorbei. Nebenher erzählt Andrew den Zusammenbruch des Finanzsystems wie einen guten Krimi. Wie im März vergangenen Jahres erste Gerüchte aufkamen, dass Goldman Sachs den Handel mit Bear Stearns eingestellt hat. „Für eine Bank ist das der sichere Tod“, sagt Andrew. Dass der damalige Finanzvorstand von Bear Stearns in den Abendnachrichten versicherte, dass es dem Geldhaus gut ginge, habe auch nicht mehr geholfen. „Und als die Fed am darauffolgenden Tag Bear Stearns Geld zur Verfügung stellte, war allen klar, wie schlecht



Amerikas Anleger haben es besser

Schlechte Bedingungen für deutsche Fondssparer

ZWAR FÄLLT DIE Pisa-Studie für Deutschland regelmäßig ernüchternd aus. Doch immerhin befindet sich die Bundesrepublik hier mittlerweile im Mittelfeld. Viel schlechter sieht nämlich das Ergebnis einer anderen Untersuchung aus. Die Ratingagentur Morningstar hat die Situation von Fondsanlegern in insgesamt 16 Ländern analysiert. Und sie ist zu dem Ergebnis gekommen, dass in den USA die besten Rahmenbedingungen herrschen. Deutschland hingegen belegt einen enttäuschenden 13. Platz.

Untersucht wurden dabei die Themen Anlegerschutz, Gebühren, Informationsangebot, Besteuerung sowie Produktvertrieb. Vor allem beim Thema Anlegerschutz gab es von den Experten schlechte Noten für Deutschland. „Begriffe wie Garantie und wertstabil werden hierzulande von den Anbietern geradezu inflationär verwendet“, kritisiert Werner Hedrich, Leiter der Fondsanalyse bei Morningstar Deutschland, der an der Studie mitgewirkt hat. Der Haken dabei: In vielen Fällen treffen solche Aussagen gar nicht auf die Fonds zu. Doch weil hierzulande die Finanzaufsicht BaFin nur die Verkaufsprospekte der Fondsgesellschaften nach formalen Kriterien prüft, nicht aber die Werbung und Vertriebspraktiken, bleiben solche Praktiken ungeahndet. „Deutschland ist das einzige der 16 untersuchten Länder, in dem es keine vernünftige Kontrolle gibt“, so Hedrich.

Vorbildlich ist laut Studie die Lage in den USA. Dort wacht die Aufsichtsbehörde SEC streng über die Fondsindustrie. Die früher bei den Anlegern so beliebten Anleihefonds „Government Guaranteed“ Fonds mussten beispielsweise Ende der 80er-Jahre nach einem Verbot der SEC auf das Label „garantiert“ auf den Broschüren dieser Fonds verzichten. „In den USA werden Verstöße geahndet. Hierzulande gibt es zwar innerhalb der Fondsindustrie einen Verhaltenskodex, Verstöße werden aber leider nicht sanktioniert“, sagt der Morningstar-Analyst.

Das gilt etwa bei der Ausweisung der Gesamtkostenquote namens Total Expense Ratio – oder kurz TER. Der Bundesverband Investment und Asset Management (BVI) gibt zwar für seine Mitglieder in den sogenannten Wohlverhaltensregeln die Berechnung der TER vor. Wer als Anbieter aber darauf verzichtet, muss keine Strafen befürchten. Hinzu kommt, dass die Gesellschaften die TER unterschiedlich berechnen, weil es keine gesetzlichen Standards zur Ermittlung dieser für den Anleger wichtigen Kennziffer gibt. Die Folge: Einige Anbieter rechnen in die TER die erfolgsabhängigen Gebühren mit ein, andere lassen es – die Verwirrung ist entsprechend groß. „Bisweilen sind die Kosten auf den ersten Blick geschönt, weil die Verwaltungsgebühr separat zu einer Service- oder Betreuungsgebühr ausgewiesen wird, was optisch gefälliger ist“, sagt Björn Drescher, Herausgeber des Informationsdienstes „Fonds im Visier“. Der Anleger sollte aber vielmehr die Kosten auf einen Blick erkennen können – und zwar für alle Produkte einheitlich.

Kleines Trostpflaster: Zumindest bei den Gebühren landet Deutschland im Mittelfeld. Laut Morningstar beträgt die durchschnittliche TER hierzulande bei Rentenfonds 0,75 bis 0,99 Prozent, bei Aktienfonds 1,50 bis 1,99 Prozent. In Japan und Kanada müssen Anleger dagegen bis zu 2,50 Prozent berappen. Doch auch hier lohnt der Blick über den großen Teich: In den USA liegt die TER maximal bei einem Prozent.

Trotz aller Kritik – es gibt auch Kriterien, wo deutsche Fondsgesellschaften vorbildlich sind: „Die Trennung von Depotbank und Assetmanager verhindert hierzulande, dass es zu Missständen wie dem Madoff-Skandal kommt“, sagt Hedrich. Der Wall-Street-Manager und Aktienbroker Madoff hatte zugegeben, in den USA eine Art Schneeballsystem betrieben und Anleger betrogen zu haben. Mit den Einlagen neuer Kunden wurden die Zahlungen an die schon existierenden Investoren finanziert. Hedrich: „Das wäre bei uns so nicht möglich gewesen, weil der Assetmanager keinen Zugriff auf die Depotbank hat.“ *Heino Reents*